Mit Feuer und Schwert.

Von Henryk Sienkiewicz.

(34. Fortsetzung und Schluß.)

Der Bote machte den Mund auf, wollte reden, vermochte aber nur zu flüstern: „Aus Zbaraz!"

Man reichte ihm einen gefüllten Becher — er trank ihn mit Anstrengung aus.

„Kannst Du jetzt sprechen?" fragte der König.

„Ich kann!" antwortete der Ritter mit festerer Stimme.

„Wer bist Du?"

„Jan Skrzetuski... Dragoneroffizier."

„Wie steht es bei Euch? Wie steht es?" fragte der König fieberhaft.

„Not... Hunger... ein Grab.."

Der König bedeckte die Augen „Jesus Nazarener! Jesus Nazarener!" sagte er mit leiser Stimme. Bald darauf fragte er wieder: „Könnt Ihr Euch lange halten?"

„Es fehlt an Schießbedarf. Der Feind ist in den Verschanzungen."

„Wie stark ist er?"

„Chmielnicki und der Chan mit allen Horden."

„Wie habt Ihr standhalten können?" fragte der Kanzler im Tone des Zweifels.

Bei diesen Worten richtete Skrzetuski das Haupt empor, als wäre eine neue Kraft in ihn gekommen, ein Blitz des Stolzes zuckte über sein Gesicht, und er erwiderte mit unverhofft fester Stimme: „Zwanzig Stürme sind zurückgeschlagen worden, sechzehn Feldschlachten gewonnen, fünfundsiebzig Ausfälle gemacht worden."

Auf dem gelblichen Gesicht des Königs erschien eine Röte und in den Augen eine Flamme. „Bei Gott!" rief er, „ich habe genug von diesen Ratschlägen, diesem Warten, diesem Aufschub. Ob der Chan da ist oder nicht, ob der Landsturm kommt oder nicht, bei Gott! jetzt ist's genug. Noch heute brechen wir gegen Zbaraz auf."

„Gegen Zbaraz! Gegen Zbaraz!" wiederholten viele Stimmen.

„Durchlauchtigster Herr und König!" rief Skrzetuski, „an Deiner Seite leben und sterben!"

Bei diesen Worten wurde das edle Herz des Königs weich wie Wachs, und ohne auf das widerwärtige Aeußere des Ritters zu achten, umarmte er sein Haupt mit seinen Händen und sagte: „Du bist mir lieber als alle anderen in Atlas. Bei der allerheiligsten Mutter, Kleinere werden mit Starosteien belohnt, und auch Deine Tat wird nicht unbelohnt bleiben, ich bin Dein Schuldner."

Und andere begannen, dem Beispiele des Königs folgend, zu rufen: „Es hat noch keinen größern Ritter gegeben."

„Du hast Dich mit unsterblichem Ruhm bedeckt."

„Wie bist Du durch die Kosaken und Tataren hindurchgeschlüpft?"

„Ich habe mich in Sümpfen, im Röhricht versteckt, ging durch Wälder... irrte... habe nicht gegessen."

„Gebt ihm zu essen!" rief der König.

„Zu essen!" wiederholten andere.

„Bekleidet ihn!"

„Morgen soll man Dir ein Roß und Kleider geben!" sagte der König. „Es wird Dir an nichts mangeln."

Dem Beispiele des Königs folgend, überboten sich alle in Lobpreisungen des Ritters. Bald begann man ihn wieder mit Fragen zu überhäufen, welche er nur mit großer Mühe beantwortete, denn es bemächtigte sich seiner eine immer größere Schwäche und er war kaum noch bei Bewußtsein. Man brachte ihm Nahrung und gleichzeitig erschien Pater Ciecisgowski, der Beichtvater des Königs.

Er war ein gottgefälliger Priester, gelehrt und stand bei allen in großem Ansehen. So wurde er umringt und man begann zu erzählen, daß ein Ritter aus Zbaraz angekommen sei, daß die Belagerten, obwohl Hunger leidend, sich heldenmütig verteidigten, und daß der König sogleich mit dem ganzen Heere zum Entsatze eilen würde.

Der Geistliche hörte schweigend zu, den ausgemergelten Ritter, der unterdessen aß, von Zeit zu Zeit anblickend. Der König befahl, daß er auf seine Anwesenheit keine Rücksicht nehme und esse, und ab und zu trank er ihm aus einem kleinen Silberbecher zu.

„Und wie nennt sich der Ritter?" fragte schließlich der Pater.

„Skrzetuski."

„Nicht Jan?"

„Ja."

Der Priester begann zu beten und dann sagte er: „Preisen wir den Namen des Herrn, denn unerforschlich sind die Wege, auf welchen Er den Menschen zur Glückseligkeit und Frieden geleitet. Amen. Ich kenne diesen Ritter."

Skrzetuski hatte hingehorcht und er wandte seine Augen unwillkürlich dem Geistlichen zu, aber Gesicht, Gestalt und Stimme waren ihm ganz fremd.

„Und so habt Ihr als einziger vom ganzen Heere es gewagt, das feindliche Lager zu passieren?" fragte ihn der Priester.

„Vor mir ging ein braver Kamerad, er fand aber den Tod," entgegnete Skrzetuski.

„Desto größer ist Euer Verdienst, daß Ihr dann noch den Mut hattet, zu gehen. Ich merke aus Eurer elenden Lage, daß der Weg schrecklich gewesen sein muß. Gott sah Euer Opfer, Tugend und Jugend und führte Euch durch.

Empfangt in Seinem Namen den Segen." Der Ritter erhob sich, versuchte niederzuknien, vermochte aber nicht. Zwei Hofleute des Königs stützten ihn. Der Vater erhob die Hände und sprach: Ich segne Dich im Namen des Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Dann wandte er sich an den König. „Durchlauchtigster Herr!" sagte er. „Was Ihr von diesem Ritter erfahren wollet, habt Ihr bereits erfahren. Man muß ihm auch Ruhe gönnen, denn er hält sich kaum auf den Füßen. Gestatten mir Eure Königliche Majestät, ihn auf mein Quartier zu nehmen und ihn dort übernachten zu lassen."

„Gut, Vater!" erwiderte der König. „Geht! niemand von uns hat mehr Ruhe verdient, und ich denke, daß ich Dein Schuldner bin. Eher werde ich mich, wie Dich vergessen."

Zwei Hofleute nahmen Herrn Skrzetuski unter die Arme und gingen mit ihm hinaus — voran schritt der Priester, dem ein Edelknabe mit einer Laterne voranleuchtete.

Sie gingen nach dem unweit gelegenen Pfarrhofe und bald darauf wurde Herr Skrzetuski, von Blut und Kot gewaschen und gebadet, zu Bett gebracht.

Der Ritter schlief zwei Tage und Nächte und erwachte erst am dritten Tage um die Mittagszeit. Er rieb sich die Augen, setzte sich im Bette aufrecht und begann verwundert in der Stube umherzublicken.

Da öffnete sich die Türe und der Priester erschien. „Guten Tag," sagte er, an die Tabaksdose klopfend.

Der Ritter erkannte weder den Ort noch den Geistlichen. „Wo bin ich?" fragte er.

„Wie ich sehe, habt Ihr auch das Gedächtnis verschlafen. Ihr seid in Toporow, aus Zbaraz seid Ihr zum Könige gekommen."

Skrzetuski erinnerte sich sofort an alles. „O, ich weiß schon," sagte er, „und wo ist der König?"

„Vor zwei Tagen nach Zbaraz aufgebrochen."

„Das kann nicht sein!" sagte der Ritter. „Wie lange habe ich geschlafen?"

„Die Sonne geht zum drittenmal auf. Und fühlt Ihr Euch wohl?"

„Ich könnte gleich zu Pferde steigen, Vater!"

„Nun, Gott hat Euch eine eiserne Gesundheit gegeben. Hier ist eine Schüssel und Wasser, wascht Euch und kleidet Euch an. Die vom Könige geschickten Gewänder liegen nebenan."

Der Ritter schaute hin: nebenan lag auf einer Fußbank ein prächtiger, eines Senators würdiger Anzug. Ein Kontusch, Zupan, Gürtel, ein Säbel mit einem von Edelsteinen glitzernden Knaufe und alles was sonst zur entsprechenden Tracht gehört.

Herr Skrzetuski sprang flink aus dem Bette, wusch und putzte sich wie zu einem Feste heraus, dann kniete er mit dem Geistlichen nieder und verrichtete ein Gebet.

„Und jetzt," sagte der Priester, „ist Zeit, ans Essen zu denken." Und er klatschte in die Hände.

Die Türe tat sich auf und wer vermag das Erstaunen des Herrn Skrzetuski sich vorstellen, als er seinen Knappen Rzendzian erblickte, der eine Schüssel mit dampfender Suppe hereinbrachte.

Sie hastig auf den Tisch stellen und auf den Ritter hineilen und ihn umarmen war für Rzendzian eins und mit gerührter Stimme wiederholte er: „O, mein lieber Herr! mein Herr!"

Skrzetuski küßte ihn aufs Haupt, und beide weinten. —

„Wie kommst Du hierher?" fragte schließlich Herr Skrzetuski.

Es wäre viel zu erzählen, Herr. Es hätte nicht viel gefehlt und die Tataren hätten mich gepackt, denn ich habe mich um Zbaraz herum zwischen ihnen und Burlaj durchgedrückt. O, es war dort enge, um so mehr, als ich nicht allein war." Hier schaute Rzendzian den Geistlichen an und lachte. „Ich entwich, daß es rauchte — und entkam bis nach Zamosc."

„Und mit den Truppen bist Du von Zamosc hergekommen?"

„Ja, mein Herr, denn ich wußte, daß sie gegen Zbaraz ziehen und ich hatte es auch eilig zum Herrn — ich und andere."

Hier lachte Rzendzian wieder auf und blickte den Priester an.

„Laß den Herrn essen," sagte dieser, „denn er hat noch keinen Löffel in den Mund genommen, und Du geh, wie ich Dir geheißen."

Rzendzian ging, und sie aßen, wobei sie sich über den Marsch des Königs nach Zbaraz und über die Belagerung unterhielten. Skrzetuski erzählte von den Schlachten, Stürmen, Hunger, vom Ausgange des Herrn Longinus und seinem Tode und schließlich von seiner schrecklichen Reise. Der Geistliche hörte zu, im Geiste betete er für Herrn Longinus, für alle Helden, die dort gefallen, und für den König — als in der anstoßenden Stube sich Schritte vernehmen ließen.

Der Priester entfernte die Hände vom Gesicht. „Höret," sagte er. „Die Kastellansfrau Witowka ist mit der Armee, dem Manne nach, nach Toporow mitgekommen, und bei ihr ist auch eine andere, die schon von Eurer Ankunft weiß und Euch sehen möchte. Ich möchte lieber, daß sie herkomme, denn ohne Zeugen werdet Ihr besser daran sein."

Skrzetuski blickte den Pater verwundert an.

„Eine Freude tötet manchmal," fuhr der Geistliche fort, „deshalb sage ich Euch, daß eine große, unverhoffte Freude Eurer harrt — eine Belohnung Gottes."

Skrzetuski erbleichte und begann halb zu ächzen, halb zu flüstern: „Sie .... lebt ja nicht..."

„Sie lebt und wird die Eure sein," sagte der Pater feierlich.

Sprach's ging in die zweite Stube, und bald erschien Helena in der Türe, vor Erregung blaß, schwer atmend, auf den Wimpern Tränenperlen, schön wie das Morgenrot. — —

Zwei junge brave Herzen schlugen in einem beinahe überirdischen Glücke, Trauer, Kummer, Gram wichen, und Freudentränen wurden vergossen...

* * *

Nach drei Tagen langte vom Kriegsschauplatze Nachricht an. Nach einer unentschiedenen, mörderischen Schlacht bei Zborow schloß der König mit dem Chan einen für sich nicht sehr günstigen Vertrag, der aber der erschütterten Republik für eine gewisse Zeit wenigstens Frieden sicherte. Chmielnicki blieb auch weiter Hetman und leistete dem Könige den Treuschwur. Die Belagerung Zbarazs, welches sich bis zum letzten Momente mit gleicher Tapferkeit verteidigte, wurde aufgehoben. Und diese heldenmütigen, schrecklichen, zerlumpten, pulvergeschwärzten und nicht ausgeschlafenen Soldaten hielten ihren Auszug und begaben sich nach Lemberg, um auszuruhen.

Herr Skrzetuski mit Helena begaben sich auf die Reise; kaum aber hatten sie Toporow verlassen, als eine Reiterschar ihnen den Weg verlegte. Es waren Zagloba, Wolodyjowski und andere Freunde und Waffengenossen. Zagloba kam zuerst keuchend, schweißtriefend herbeigestürzt und warf sich beiden Liebenden in die Arme. Er umarmte, küßte sie, weinte, nannte sie seine Kinder und ließ eine längere Zeit hindurch niemand zu Worte kommen.

Herr Michael zuckte furchtbar mit dem Schnurrbarte. Er war vom Glücke seines Freundes hocherfreut, fühlte aber, daß ihm jetzt einsam zu Mute sein würde.

Die Reise nach Lemberg war geräuschvoll und lustig. Die Erzählungen nahmen kein Ende.

In Lemberg fand auch bald darauf die Trauung des Brautpaares statt. Auf der Hochzeit waren der König, Fürst Jeremi, Herr Sobieski und alle Offiziere. Herr Zagloba und Herr Wolodyjowski führten die Braut zum Traualtar, und der Fürst führte sie zurück.

Es wurde lange geschmaust, es wurden Toaste zu Ehren der Neuvermählten und ihrer zukünftigen Nachkommenschaft ausgebracht und sie wurden von der freigiebigen Hand des Königs reichlich mit Geschenken überschüttet.

Der Ruhm des Mannes, die Tugend der Frau umstrahlten diese Ehe. Gott segnete sie, denn sie schenkte der Republik zwölf stattliche Söhne — diese verbreiteten sich noch und die Regimenter der Republik waren immer voll von Skrzetuskis, von denen viele auf den Schlachtfeldern des Vaterlandes einen glorreichen Tod fanden.

Ende.

— **Letztes Mittel.** Kranker (unausstehlich): Doktor, ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Ich kann nicht liegen, nicht stehen und nicht sitzen. Helfen Sie mir!

Arzt (sarkastisch): Na, wenn Sie wirklich nicht mehr liegen, stehen oder sitzen können, so versuchen Sie's einmal und hängen Sie sich!

— **Eine gute Stellung.** Frau Mudicke (freudig zu ihrer Nachbarin): Ach, meine Tochter hat es jetzt gut, die ist Gouvernante bei einem reichen Witwer.

Nachbarin: Da muß sie sich aber doch sehr mit den Kindern plagen —

Frau Mudicke: Ach, er hat ja gar keine!

Die Geigerin.

Skizze von Felix von Stenglin.

Die Kaffeetafel war unter den Obstbäumen auf dem Rasen gedeckt. Ein warmer Herbsttag — der zweite Kriegsherbst. Wir hatten das Enkeltöchterchen der Gastgeber zur Taufe gebracht. Der junge Schwiegersohn war beurlaubt und konnte dabei sein. Am nächsten Tage sollte es wieder hinausgehen. Reich waren die Bäume behangen mit den schönsten Früchten. Es war ein gesegnetes Jahr. Ein Jahr hohen Stolzes, tiefen Leides. Angehörige von fast allen Gästen waren fürs Vaterland gefallen oder verwundet. So war die Stimmung von gedämpfter Heiterkeit. Es klagte niemand, aber alle schmerzte eine Ecke der Erinnerung in ihren Herzen.

Da kam noch eine jugendliche, lichte Gestalt in den Garten, begrüßte das junge Paar, die Eltern und Verwandten. Ich hatte sie gesehen, als sie Kind war, und nachher nichts wieder von ihr gehört. Sie war eine Gespielin der jungen Frau gewesen. Ich hörte, daß sie eine hervorragende Künstlerin geworden sei. Kürzlich erst war sie von einer Kunstreise nach dem Westen zurückgekehrt. Zwischendurch hatte sie in den Lazaretten gespielt; auch in dem Vorort, wo wir uns aufhielten und wo ihre Eltern wohnten, hatte sie die Verwundeten durch ihr Geigenspiel erfreut. Man erzählte, daß ein leidenschaftliches Temperament in ihrem Spiel zum Ausdruck komme, das jeden fortreiße. Ich sah hinüber. Eine liebreizende Erscheinung, wenn auch keine blendende Schönheit. Ich stellte sie mir vor, wie sie auf dem Podium stand und mit kühnem Bogenstrich ihrem Instrument jene Töne entlockte, die so manchen entzückt hatten. Gewiß sah sie da schon aus mit ihrer jugendlich kräftigen, mittelgroßen Gestalt, dem schönen, dunkelblonden Haar, den nicht großen, aber ausdrucksvollen Augen, der kräftigen energischen Nase, deren Flügel, wenn sie lebhaft wurde, leise zitterten. Und wenn sie lachte, lag eine Welt voll Sonne in ihren Zügen. Ich sah sie im Geiste spielen, ich hörte ihr Klagen, Schluchzen, Flüstern, Jubeln. —

Die Tafel hate sich bereits etwas geleert. Ich saß mit dem Hausherrn am Ende des Tisches. Wir plauderten. Die Geigerin saß ein paar Stühle davon, man redete von gewissen Briefen, die sie erhalten hatte. Es drangen nur einige Gesprächsbrocken zu mir her. Dann sprachen wir zu ihr hinüber. Ein paar Stühle wurden frei, sie rückte nahe zu uns. Nun konnte ich sie genauer betrachten. Wir kamen naturgemäß auf Kunstfragen. Ob sie Lampenfieber habe? fragte ich. Ja, stets, antwortete sie. Ob es ihr auch so gehe, daß sie in der Erregung besser spiele? Das gab sie nur in gewissem Sinne zu. Wenn sie körperlich ganz frisch sei, spiele sie nicht so gut wie in einer leichten äußeren Abspannung. Dann gerade erhöhe sich ihr inneres Leben. Alles außer ihr müsse versinken, ihr gleichgültig werden, damit sie sich ganz vertiefen und zu ihren besten Leistungen sammeln könne. Eine Dame tat wieder ein Frage nach den Briefen, von denen vorher die Rede gewesen war. Nun merkte ich auf und erfuhr einiges über das Erlebnis, das mit dem Spiel der Geigerin im Lazarett zusammenhing. Später hab' ich auch einmal die Briefe gesehen, trotzdem die Künstlerin sie eifersüchtig und voller Takt hütete; aber als ich sie sah, hatten die Verhältnisse sich geändert. Aus den Briefen sprach die glühende Verehrung, sie schienen einen stärkeren Eindruck als alle anderen Huldigungen auf das junge Mädchen gemacht zu haben. Der erste gleich war eine Bitte, die das Herz eigentümlich bewegte.

„Verehrtes Fräulein! Sie verzeihen — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen schreiben, muß Ihnen danken. Ich war unter denen, die Sie im Lazarett durch Ihr Spiel beglückt haben. Was ich da empfand, kann ich nicht sagen. Mir ist eine ganz neue Welt aufgetan. Ihre Geige war die Zauberin. O, noch einmal! Nur einmal noch! Kommen Sie! Spielen Sie noch einmal! Schenken Sie mir dies Glück! Sie werden mich nicht kennen, aber ich werde Sie sehen, Sie hören dürfen. Wenn ich sterben müßte, ich möchte mir nur eines ausbitten: Daß Sie vorher mir ein Lied spielen. Doch ich werde nicht sterben. Wer ich bin? Ein Kriegsfreiwilliger vom Regiment Graf J."

Mit einem Blumensträußchen hatte der Brief im Briefkasten gesteckt.

Nach dem Konzert kam der zweite. Die Geigerin hatte der Bitte nicht wiederstehen können und noch einmal gespielt. Am Tage darauf hatte eine Hausbewohnerin eine verschleierte Dame am Briefkasten gesehen. Sie war so schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen war. Die Geigerin öffnete und fand einen überschwenglichen und manches erklärenden Dank.

„....Sie werden mich nicht verspotten, wenn ich Ihnen sage, daß ich gestern geweint habe. Ach, und dabei müßten Sie mich kennen! Ja, was sprach da nur aus Ihrem Spiel? Sehnsucht? Ich glaube. Und ein Herz voll unendlicher Güte. Verzeihen Sie, wenn das etwas gekünstelt klingt, ich drücke mich sonst anders aus. Zuhause sagten sie immer, ich sei nicht zu bändigen, und das Leben werde mir noch einmal tüchtig zusetzen. Ich habe so in dumpfen Trieben hingelebt, es ging mir äußerlich gut, habe genossen, was sich bot, aber das Leben nie sehr geachtet, wenig gelernt, über zarte Regungen gespottet. Da kam der Krieg. Mit Begeisterung ging ich hinaus; diese Zeit der Unruhe — das war etwas für mich. Dann aber bin ich zusammengerüttelt worden, in der Schlacht, bei Entbehrungen und Schrecken und durch gewaltige Empfindungen, die mich packten und nicht losließen. Ich sah, daß es Mächte gab, die über mir standen. Da verlor ich all mein Selbstbewußtsein, war wie erstarrt....Hier hat man mir wohlgetan, ich empfand es dankbar, aber ich war und blieb wie zerschmettert. Verlangen hatt' ich eigentlich nach nichts. Gesund werden und zu meinen Kameraden heraus — das war alles, was ich wünschen konnte. Nun haben Sie etwas in mir geweckt, ich ahne Großes und Schönes in der Welt, ich möchte leben, wirklich leben. Ich höre das Rauschen des Meeres in meinen Phantasien und möchte niederknien, ich bin im Wald, und es tiriliert um mich her von tausend Jubelstimmen, eine Quelle macht die Begleitung dazu. Warme Sonne hüllt mich ganz ein. Und dann sehe ich ein paar Augen auf mich gerichtet, muß die meinen niederschlagen, und höre leisen Orgelton.... Eine Schwester geht vorüber, es schnürt mir die Kehle zu, ich sah einen Heiligenschein über Ihrem Haar. Nehmen Sie mein Geplauder nicht übel, ich bin nämlich noch sehr jung. Sonst weint' ich nur 'mal im Zorn. Wie kam das nur neulich? War's Schwäche? Ich bin vielleicht sehr krank. Aber es ist schön, krank zu sein. Aus Ihrem Spiel klang die Sehnsucht, und in mir weckte es Frieden. Walküren trugen die toten Helden nach Walhall. Es gibt Menschen, die höher stehen als die anderen. Diese sind die Führer, niemand kennt sie. Das sind die Engel in dieser Welt voll Grauen und Haß. Mir war ein solcher Engel gnädig. Ich glaube, heut' hab' ich Fieber. Vielleicht war's zuviel für mich, aber ich mußte es Ihnen sagen, wie köstlich es war."

Sie paßten auf.... Da kam an einem Nachmittag die verschleierte Frau wieder, war abermals so schnell fort, daß man nichts fragen konnte. Duftende rote Rosen steckten am Briefkasten, ein Briefchen lag darin. Diesmal nur wenige Zeilen.

„....Morgen werde ich operiert. Einen Gruß noch vorher. Antwort werd' ich ja nie bekommen, und doch — wenn es sein könnte.... Komme ich durch, so lasse ich von mir hören, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich auslachen. O, der warme Sommer! Die Flut von Licht! Morgen muß es nun sein, und ich schreibe, sobald ich kann. Wenn ich nicht schreibe — — —

So segne Sie Gott! Und wandeln Sie durch die Welt wie einer seiner Engel. Und denken Sie mein...."

Die Handschrift war unleserlicher als sonst.

Nun war es Herbst. Die letzten Rosen. Die letzten Früchte. Erinnerung und Verheißung.

Wir saßen unter dem großen Apfelbaum. Dort hinter jenem Fenster schlummerte der Täufling dem Leben entgegen. Wir plauderten. Ich kannte den Inhalt der Briefe damals noch nicht, wußte nur, daß der Verwundete auf geheimnisvolle Weise ein paar ergreifende Briefe mit Blumen geschickt habe und dann verstummt sei.

„Vielleicht ganz gut," sagte ich da. „An solcher Bekanntschaft aus der Ferne ist die Ferne manchmal das beste. Eine Wolke von schönen Illusionen — vielleicht ganz gut so."

Da schlug die Geigerin die Augen nieder und wurde sehr ernst.

„Ach, nein," erwiderte sie leise. „Er schrieb ja, daß er operiert werde, und wenn es gut ginge, wollte er von sich hören lassen. Und nun —"

„Wie lange ist es her?"

„Drei Monate."

„Der arme — — der glückliche Junge."

Es wurde kühl unter den Bäumen. Der Herbstabend kam. Das junge Mädchen ging nach Hause, und auch wir brachen auf. Ein eigener Duft von Glück und Weh lag über dieser Welt, die unter Schluchzen jubelt wie eine von Meisterhand gestrichene Geige.

Forstprodukte in der Kriegszeit.

Was Amerikas Wälder für Flotte und Armee liefern können.

Schon im Jahre 1799 bewilligte der amerikanische Kongreß 200,000 Dollars zum Ankauf einer Stammholz-Reserve im Süden für die Zwecke des Flottenbaues. Das gekaufte Stammholz war hauptsächlich Lebens-Eiche, damals als das wertvollste Material für den Schiffsbau angesehen.

Aber im Jahre 1916 erklärte der Bundes-Oberförster Graves, es wäre besser gewesen, wenn der Kongreß Stammholz-Reserven in den Gelbfichten-Wäldern belegt hätte, statt in einer Lebenseichen-Region; denn die Hilfsmaterialien der Flotte, welche von der Gelbfichte kommen, seien viel wichtiger geworden, als das Bauholz selbst. Man schätzt, daß in neuester Zeit die Fichtenwälder amerikanischer Südstaaten 90 Prozent der Hilfsvorräte liefern, welche von den Marinen der Welt benutzt werden. Die französische Regierung baute mit unendlicher Mühe eine kleinere Industrie derselben auf, indem sie auf öden Sand-Dünen Südfrankreichs erst Fichten anpflanzte, und heute ist das betreffende Land in Frankreich, mit gereiften Bäumen darauf, 800 Franken pro Acre wert. Im amerikanischen Süden bietet die Natur gratis, was anderwärts so mühsam entwickelt worden ist.

Doch können die auswärtigen Methoden der Ausbeutung auch von den Amerikanern noch mit großem Vorteil angewendet werden. Die amerikanische Forst-Verwaltung hat sie studiert und führt jetzt ein System des Anzapfens der Bäume für Terpentin ein, durch welches der gesamte Ertrag wahrscheinlich auf das Dreifache erhöht werden wird.

Ein weiteres interessantes Beispiel der Ausbeutung solcher Wälder in Kriegszeit bildet die Gewinnung von Harz und seine Anwendung für Schrapnell-Geschosse. Aller Raum zwischen den Kugeln in einem solchen Geschoß wird mit Fichtenharz gefüllt. Auch das in solchen Geschossen benutzte Pulver ist wesentlich ein Holzprodukt, — nämlich schwarzes Pulver, das aus Holzkohle hergestellt wurde. Dies ist eine der Verwendungen, bei denen das Schwarzpulver nicht vom rauchschwachen Pulver verdrängt worden ist. Für das Schrapnell-Pulver ist keine sehr große Explosiv-Kraft erforderlich; und die vom schwarzen Pulver aufsteigende Wolke ist es gerade, was der Artillerist braucht, um den Punkt festzustellen, wo die Geschosse platzen, und darnach das Richten des Geschützes zu verbessern. Andere für Flotten-Zwecke begehrte Produkte dieser Wälder sind Teer und Pech.

Von großer Bedeutung sind die Forsten u. a. auch für die Lieferung von Gewehrstöcken. Als der große Krieg ausbrach, herrschte ein ziemlicher Mangel an dem betreffenden Material. Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß irgend eine Sorte guten Holzes dafür genügend wäre. Tatsächlich sind nur ein paar wenige Gattungen Holz dafür geeignet, und als die allerbeste gilt amerikanisches Walnuß-Holz. Es machte sich sogleich eine starke Nachfrage nach ameritanischem Walnuß-Holz geltend, und gelagertes Holz dieser Art war nicht in genügenden Mengen zu finden.

Die durchschnittliche Dauer eines Gewehres an der Front ist nur ein Monat; und das moderne Soldaten-Gewehr hat einen Stock, der sich in der vollen Länge des Laufes erstreckt. Grünes Walnuß-Holz war reichlich zu haben, — aber damit wäre zur Zeit nichts zu wollen gewesen, wenn nicht ein Mann im Forstdienst der Ver. Staaten auf ein Verfahren gekommen wäre, in wenigen Tagen oder höchstens in ein paar Wochen dieses Holz in einen Zustand zu bringen, in welchen die Natur es erst in langen Monaten bringen kann. Dieser Mann wurde an große amerikanische Gewehr-Fabrikanten „ausgeliehen". Er benutzte Trocken-Oefen nach bestimmter Methode mit vollkommenem Erfolg.

Das ist eine vom amerikanischen Publikum im allgemeinen wenig beachtete, aber sehr bedeutsame Einzelheit des vielgestaltigen „Munitions-Problems". Aber die Forsten liefern auch noch mittelbare Beiträge zu kriegerischen Rüstunger. So ist die Zahl der Schlachttiere, welche in den amerikanischen National-Forsten weidet, durch Verbesserung der betreffenden Plätze um über 50 Prozent vergrößert worden, womit natürlich die Fleisch-Gewinnung entsprechend gesteigert wird. Und um diese Wirkung noch viel mehr zu erweitern, wird jetzt auch als „Kriegs-Maßnahme" verlangt, 280 Millionen Acres öffentlichen Landes, welche außerhalb der National-Forsten liegen und großenteils als Weidegründe verwendet werden, ebenfalls unter die Aufsicht der Sachverständigen des Forstdienstes zu stellen.

Die Cheopspyramide.

Ergebnisse der Erforschung ihres Innern.

Obgleich die Cheopspyramide, dies ehrwürdige Wahrzeichen uralter ägyptischer Kultur, der Schätzung nach bereits seit vier Jahrtausenden besteht, ist erst in neuerer Zeit der Schleier gelüftet worden, der die Geheimnisse des Innern des Riesenbaus bedeckt hatte. Das größte Verdienst darum hat sich der Amerikaner Dow Covington erworben, dessen Forschungen sich auf eine Reihe von Jahren erstrecken. Auch hatte man bisher nicht gewußt, wie nach ihrer Vollendung die Außenseite der Pyramide beschaffen war. Nur daß der ursprüngliche Steinbelag fort war, stand fest; er ist durch die Jahrtausende hin fast völlig abgetragen worden und hat dazu gedient, so mancher Moschee von Aegypten ein prächtiges Gewand zu verleihen. Covington gelang es dadurch, daß er die an der Pyramide aufgehäuften Trümmer beiseite schaffte, die einzige noch völlig unberührte Stelle an der nördlichen Basis zu entdecken, die von der gütigen Hand der Zeit den räuberischen Steinsuchern verborgen worden war. So konnte er denn feststellen, daß die ganze Pyramide früher mit weißem Kalkstein bedeckt war; sie muß so einen wundervollen leuchtenden Anblick geboten haben; als das Grab des Cheops fertig war, schimmerte es so weiß wie ein Marmorpalast unserer Tage. Heute ist diese Pracht geschwunden. Bei der Wegschaffung der Trümmerhaufen, die diesen weißen Belag verdeckten, wurden interessante alte Reliquien gefunden, Gegenstände aus Bronze und Terrakotta, zwei Wagen, wie sie Maurer gebrauchen, uralte Flaschen, die wohl die Arbeiter in der glühenden Sonnenhitze geleert haben mochten.

Nach der glücklichen Aufklärung des ursprünglichen Aeußeren der Pyramide wandte sich Covington der Erforschung des Inneren zu. Als Zugang benutzte er jenen gewaltsam gebrochenen Weg, den der Kalif Mamun 818 n. Chr. angelegt hatte, um als Erster in der christlichen Aera in die Tiefen des Steinungeheuers einzudringen. Er drang dann bis zu jener geheimnisvollen Kammer, die unterhalb der eigentlichen Pyramide in den Felsen hineingehauen ist. Der Schatten des Todes lastet auf diesem unterirdischen Raum, dessen eigentliche Bedeutung für die Aegypter uns unbekannt ist. Der schmale Zugang zu dieser Kammer, der 360 Fuß lang ist, kann jetzt von vorsichtigen Besuchern benutzt werden, die auf Händen und Füßen durch den 4 Fuß hohen und kaum 3 Fuß breiten Gang hindurchkriechen wollen. Von diesem Gemach führt ein Brunnenschacht noch tiefer in die Erde herab. Als er von den aufgehäuften Trümmern befreit war, drang sogleich ein Strom frischer Luft herein, der die Temperatur von 32 Grad C. auf 25 herabsetzte. Als dann Covington auch den südlichen Luftschacht, der zum Zimmer des Königs führt, reinigte, sank die Temperatur wieder um einige Grade. Dieser 174 Fuß lange Schacht, der zu der großen Grabkammer des Königs führt, ist jetzt frei von allen Trümmern und ohne allzu große Beschwerlichkeit zugänglich. In den Luftströmen, die durch diese Schächte dringen, bemerkte der Forscher zu seinem Erstaunen musikalische Klänge. Die Luft im Südschacht brachte eine bestimmte Note hervor wie eine Aeolsharfe. Es war also Berechnung der Aegypter, in diesem Durchgang den Wind aufzufangen und einen Ton hervorzurufen, der mit dem von dem nördlichen Luftschacht erzeugten Ton harmonisch zusammenklang.

Unter der Königsmauer im Herzen der Pyramide liegt die Grabkammer der Königin, zu der sich Covington ebenfalls den Zugang bahnte. Bei dem Reinigen dieses Durchgangs von 152 Fuß wurden eine Reihe merkwürdiger Gegenstände gefunden, deren wichtigster ein kleines eisernes Armband ist, vielleicht auch eine Schmuckkette, die ein Kind um den Fuß trug. Dieses Stück ist der älteste bearbeitete Eisengegenstand, der bisher bekannt geworden ist. Ueber der Königskammer, die 35 zu 17 und 19 Fuß mißt und aus polliertem Granit mit genau hundert Blöcken aufgeführt ist, erheben sich noch fünf andere Kammern, von denen die Decke der einen immer den Boden der anderen bildet. Die Granitplatten der Decken sind sorgfältig poliert, die des Fußbodens sind rauh und uneben gelassen. Diese Kammern, die 1763 von Davidson entdeckt wurden, gehören ebenfalls zu den Geheimnissen der Cheopspyramide. Nicht minder mysteriös ist die große, sehr sorgsam gearbeitete Galerie mit ihren überhängenden Steinschichten und den großen Granitpflöcken; Covington glaubt, daß die hier befindlichen Granitplatten früher mit Inschriften bedeckt waren, die ausgemeißelt wurden. Er hat einen Stein entdeckt, der noch Spuren einer ehemaligen Inschrift enthält.